



# Edition Museumstexte

## 03 **Das jüdische Viertel. Ein Rundgang durch Hohenems**

JÜDISCHES  
MUSEUM  
HOHENEMS 



Edition Museumstexte 03 **Das jüdische Viertel**

1. Judengasse und Christengasse	8
2. Pfarrkirche St. Karl und Gräflicher Palast	10
3. Israelitisches Armenhaus und Kaffeehaus Kitzinger	12
4. Zentrum des jüdischen Viertels: Rabbinerhaus, Sulzerhaus, Brettauerhaus und Bürgerhäuser	14
5. Synagoge	16
6. Mehrfamilienhäuser: Elkanhaus, Brunnerhaus und Bernheimerhaus	18
7. Jüdische Schule und Mikwe	20
8. Die drei Rosenthal Villen	22
9. Jüdischer Friedhof und Firma der Gebrüder Rosenthal	24
10. Die Grenze	26

Das Jüdische Museum Hohenems ist Teil eines einzigartigen städtischen Ensembles. Das ehemalige jüdische Viertel der Marktgemeinde, die – nach einem ersten Anlauf 1333 – erst 1983 zur Stadt erhoben wurde, ist Erinnerungslandschaft und lebendiges Zentrum zugleich.

Seit der Eröffnung des Jüdischen Museums 1991 hat ein Prozess der Revitalisierung begonnen, in dem viele der baulichen Zeugnisse der einstigen jüdischen Gemeinde restauriert wurden und mit neuen Funktionen Brücken zwischen Gegenwart und Vergangenheit sind. In der Reihe „Museums-texte“ wollen wir mit diesem Stadtführer deshalb nicht nur die Geschichte des Viertels und seiner Häuser, sondern auch seine dynamische Entwicklung für die Besucher erschließen. Dazu gehört auch die Begegnung mit der exemplarischen Geschichte einiger seiner Bewohner.

Ein Rundgang durch jüdisches Viertel und Christengasse, vorbei an Synagoge und Kirche, am gräflichen Renaissancepalast und an den Gründerzeitbauten um 1900, führt durch 400 Jahre Geschichte und Gegenwart. Eine Zeit, die von Migration und Zusammenleben, von Konflikten und Vorurteilen, von Erfolgen und Verfolgung, von Brüchen und Aufbrüchen geprägt wurde. Ihre Spuren sind im Stadtbild von heute noch immer ablesbar.

Besucher des Jüdischen Museums und der Stadt, Einheimische und Einwanderer finden hier gleichermaßen einen Zugang zum Zentrum von Hohenems, das immer von Polaritäten bestimmt war, zwischen Palast und Markt, zwischen Bürgern und Grafen, zwischen Juden und Christen, zwischen denen, die schon da sind, und denen, die neu dazukommen.

Hohenems war einmal die einzige Gemeinde in Europa, deren Hauptstraßen „Christengasse“ und „Judengasse“ hießen. Heute sind es andere Zuwanderer und Minderheiten, die im öffentlichen Interesse stehen und dem städtischen Zentrum ihren eigenen Stempel aufdrücken. Dieser Führer durch das jüdische Viertel und das historische Stadtzentrum soll dazu beitragen, sich in diesen Räumen besser orientieren zu können, sich besser zurecht zu finden, in jedem denkbaren Sinn.



Israelitengasse in Hohenems, im Vordergrund Paul und Fritz Tänzer, die Söhne von Rabbiner Aron Tänzer, Fotografie Arnold Sueti, um 1900; Erwin und Uri Tänzer Collection, USA



## 1. Judengasse und Christengasse

Beim Gasthaus „Engelburg“ (A) treffen die beiden Hauptstraßen im Stadtkern von Hohenems aufeinander: die ehemalige „Judengasse“ (heute „Schweizer Straße“) und die frühere „Christengasse“ (heute „Marktstraße“). Spätestens seit dem 17. Jahrhundert war hier eine Gaststätte. Reichsgraf Kaspar von Hohenems kaufte ein bereits bestehendes Wirtshaus auf und ließ es zu einer herrschaftlichen Taverne ausbauen. Im 19. Jahrhundert wird die Trennung zwischen christlichem und jüdischem Wohngebiet durchlässig, wie das Bernheimerhaus in der Christengasse (B) zeigt.

Der in der Hohenemser jüdischen Gemeinde aufgewachsene Autor Wilhelm Frey schreibt 1857 in einer Erzählung über Hohenems: *Der Flecken H. im südlichen Deutschland hat blos zwei regelmäßige Straßen. Die eine derselben heißt „Christengass“, die andere „Judengass“.* Beide Straßen wurden unter Reichsgraf Kaspar (1573–1640) angelegt, der den Wohnsitz der gräflichen Familie von der Burg auf dem Berg in den Palast im Tal verlegte und damit die moderne Geschichte des Ortes begründete. Um die Wirtschaft zu beleben, bemühte er sich, Händler und Gewerbetreibende nach Hohenems zu bringen. 1605 versprach er den Zuwanderern einen Bauplatz in der neuen Gasse, kostenlose Holzlieferungen für den Bau der Häuser und die Befreiung aus der Leibeigenschaft. Die neuen Bürger ließen sich in der „Domprobstengasse“ (später „Christengasse“) nieder. Benannt war diese nach dem Bruder des Grafen, Markus Sittikus IV., dem späteren Fürsterzbischof von Salzburg.



Postkarte „Christengasse und Judengasse“, um 1900; JMH



Postkarte „Hohenems“, um 1897/98; JMH

1617 ermöglichte Kaspar mit einem Schutzbrief auch die Ansiedlung jüdischer Familien in Hohenems. Er wolle den *markt Ems gern geöffnet und befördert sehen*, begründete der Graf diesen Entschluss wirtschaftspolitisch und wies den Juden Häuser in der Nähe des Emsbaches zu. Hier entstand die spätere „Judengasse“. 1909 wurde die Gasse nach zwei Hohenemser jüdischen Familien „Dr.-Steinach-Straße“ und „Brunnerstraße“ benannt. 1938 – nach dem Anschluss Österreichs an das Deutsche Reich – wurde die Gasse nach Friedrich Wurnig benannt, der 1934 den Innsbrucker Polizeikommandanten ermordet hatte und danach zum „Blutzeugen der nationalsozialistischen Bewegung“ erhoben worden war. 1945 wurde aus der alten Israelitengasse schließlich die „Schweizer Straße“.

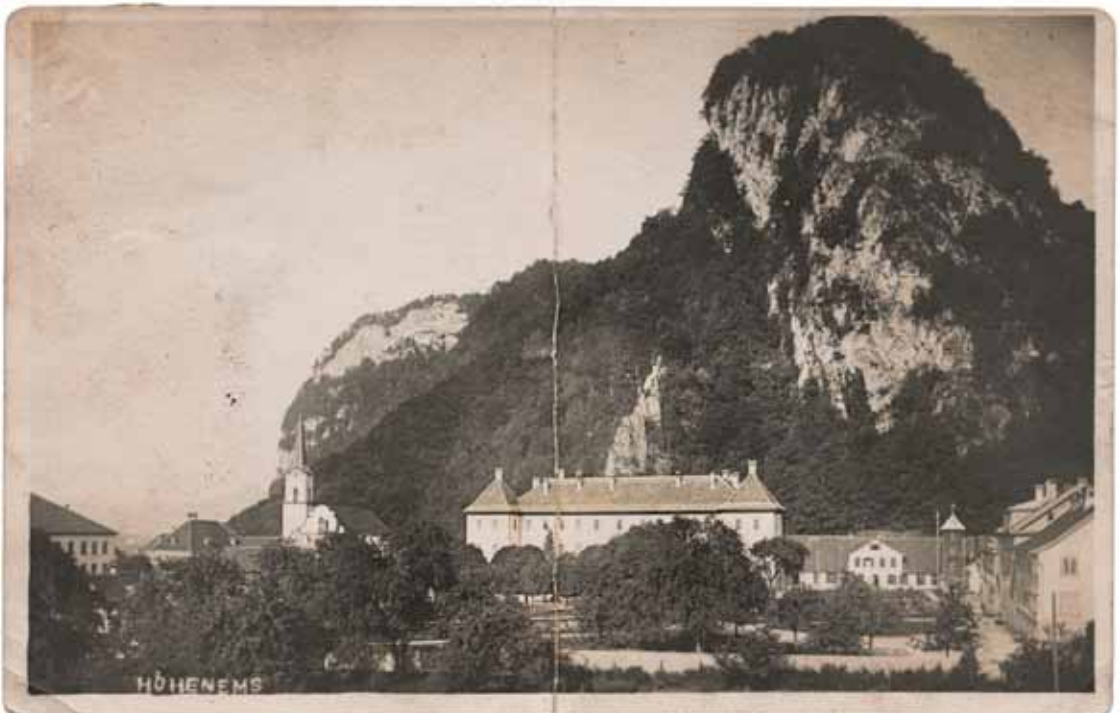
Ab dem frühen 19. Jahrhundert ist die Trennlinie zwischen einem jüdischen und einem christlichen Wohngebiet nicht mehr eindeutig zu ziehen: Häuser in der „Christengasse“ gelangten in den Besitz jüdischer Familien, christliche Familien lebten auch in den Häusern der „Judengasse“. Der historische Kern von Hohenems zeigt aber bis heute, dass die Geschichte des Ortes von zwei Traditionsgemeinschaften geprägt wurde, die sich auch in baulicher Hinsicht ihre eigenen Zentren geschaffen haben. Der Erwerb von Häusern in der „Christengasse“ durch Juden wurde freilich immer wieder durch Proteste und bürokratische Hürden behindert, obwohl schon der Schutzbrief von 1617 kein geschlossenes Ghetto vorsah. Hoffaktor Josef Lazarus Levi war einer der ersten Juden, dem es gelang, die räumliche Parallelgesellschaft aufzuweichen und sich 1796 einen Stadel in der „Christengasse“ zu kaufen. Noch heute zeugt das stattliche Haus Markstraße Nr. 15, das Benedikt Bernheimer 1810 erwarb und ausbaute, vom Zusammenleben von Christen und Juden auch in der „Christengasse“.



## 2. Pfarrkirche St. Karl und Gräflicher Palast

Kirche (C) und Palast (D) bilden noch heute das städtische Zentrum von Hohenems. Das Ensemble entstand in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, als Hohenems zu einer gräflichen Residenz ausgebaut wurde. Der Gräfliche Palast – ein bedeutendes Zeugnis italienischer Renaissance-Architektur – war seit dem frühen 17. Jahrhundert der Sitz der Reichsgrafen von Hohenems, die bis 1759 regierten. Die Pfarrkirche St. Karl – das Zentrum der geistlichen Macht, in deren Dienst sich auch die weltliche Politik verstand – entstand Ende des 18. Jahrhunderts durch die Erweiterung eines Vorgängerbaus aus dem 16. Jahrhundert. Das Rathaus am südlichen Eingang zum Schlossplatz ist heute Sitz der Stadtregierung. Auch dieser Bau wurde im Rahmen der Gesamtanlage der gräflichen Residenz als Gästehaus errichtet.

Der Vorgängerbau der heutigen Pfarrkirche St. Karl wurde auf Initiative des Reichsgrafen Jakob Hannibal I. 1578–80 auf den Fundamenten eines älteren Kirchenbaus errichtet: An den Stifter erinnert bis heute eine skulpturale Darstellung und ein Epitaph über dem Kirchenportal. Durch die Hofloge, den Verbindungsgang zum Palast und die Grabmäler der gräflichen Familie bekam das Gotteshaus immer mehr den Charakter einer Hofkirche. 1796 wurde das Gebäude mit Ausnahme des Turms und der daran anschließenden Mauer abgetragen und neu aufgebaut. Teile der Ausstattung der Renaissance-Kirche – wie der Hochaltar von Heinrich Dieffolt aus Feldkirch und das Chorgestühl (beide 1580) – sind bis heute erhalten.



Postkarte „Hohenems Schlossplatz“, um 1910; JMH



Innenhof des gräflichen Palastes, um 1950; Bundesdenkmalamt

Den Bau des gräflichen Palastes hatte der politisch einflussreiche Kardinal Markus Sittikus III., ein Bruder des Grafen Jakob Hannibal I., angeregt. Er beauftragte damit 1562 den Architekten Martino Longo aus Viggini bei Mailand, der auch in Rom für ihn tätig war und dort den Palazzo Altemps erbaute. Longo plante einen Wohn- und Repräsentationsbau und griff in seiner Formensprache auf Elemente der lombardisch-mailändischen Architektur und der römischen Baukunst zurück. In Anlehnung an den Park von Schloss Hellbrunn in Salzburg wurde schließlich auch ein Garten samt Lusthaus angelegt. Graf Kaspar, ein Sohn Jakob Hannibals, ließ den Palastbau vollenden und war mit seiner Familie der erste ständige Bewohner der Anlage am Fuße des Schlossbergs. Sehenswert ist besonders der Renaissancehof des Palasts mit seiner illusionistischen Fassade unmittelbar vor dem Felsen.

Graf Kaspars Initiative zur Ansiedlung christlicher Handwerker und jüdischer Händler in den beiden neu angelegten Gassen der Residenz bildete den Grundstein für die bürgerliche Geschichte des heutigen Hohenems. Mit der Eröffnung der Vorarlberger Bahn 1872 entstand schließlich jenseits des Emsbaches bis hinunter zum Bahnhof auch ein neues gründerzeitlich-bürgerliches Stadtviertel.



Israelitische Armenversorgungsanstalt, Fotografie Arnold Sueti, um 1900; Erwin und Uri Tänzer Collection, USA



Gasthaus „Zur Frohen Aussicht“, 1920er Jahre; JMH

### 3. Israelitisches Armenhaus und Kaffeehaus Kitzinger

1871 wurde das ehemalige Wohnhaus der Familie Burgauer durch einen großen Umbau entscheidend verändert. Eine Tafel über dem Portal wies auf die neue Funktion des Gebäudes hin: *Israelitische Versorgungs- und Armenanstalt. Gestiftet durch die seligen Eheleute Josef und Clara Rosenthal. Eröffnet am 1. Januar 1872.* Das stattliche Gebäude schließt eine Reihe bescheidener Wohnhäuser von weniger wohlhabenden jüdischen Familien im Westen ab (E). Gegenüber befand sich das jüdische Kaffeehaus Kitzinger (F) und dahinter das jüdische Gasthaus „Zur Frohen Aussicht“ (G). Beide Häuser waren Zentren des bürgerlichen Lebens im 19. Jahrhundert.

Benjamin Burgauer zog 1773 aus der Grafschaft Burgau nach Hohenems. Seine Witwe ist 1806/07 als Besitzerin des späteren Armenhauses nachgewiesen. Es wurde vermutlich nach dem großen Brand des Jahres 1777 auf den Fundamenten eines älteren Gebäudes errichtet. Die Familie handelte mit *Schweizerwaren* und betrieb später eine Stickereifabrik in St. Gallen. In den 1860er Jahren ließen sich die Enkel von Benjamin Burgauer dort nieder. Sie zählten zu den Gründungsmitgliedern der jüdischen Gemeinde von St. Gallen und Adolf Burgauer erhielt als erster Jude dort das Bürgerrecht. Das Hohenemser Wohnhaus verkauften sie 1871 an die jüdische Gemeinde, die es als Versorgungsanstalt für die Armen der Gemeinde verwendete. 1924 wurde die Versorgungs- und Armenanstalt aufgelöst und der Gemeinde Hohenems mit der Auflage geschenkt, die Stiftertafel von 1871 über dem Eingangsportal zu belassen und die jüdischen Armen im Haus weiterhin unterzubringen. Die Tafel ist nicht mehr vorhanden. Wann genau sie entfernt wurde, ist unbekannt. Ebenfalls 1924 wurde auch die „Jakob-Hannibal-Straße“ neben dem ehemaligen Kaffeehaus Kitzinger durchgebrochen und die bis dahin kleine Gasse, die zum Armenhaus führte, zu einer Straße ausgebaut.

Das Kaffeehaus Kitzinger spielte im 19. Jahrhundert eine wichtige Rolle als Treffpunkt für Juden und Christen. Hier trafen sich nicht nur die Mitglieder der 1813 gegründeten säkularen jüdischen *Lesegesellschaft* in Hohenems, sondern nach 1866 auch der Bildungsverein *Concordia*. Heute sind im Kitzingerhaus auch Räumlichkeiten des Jüdischen Museums untergebracht.

Ebenso wie das Kitzingerhaus war auch das hinter der Synagoge gelegene Gasthaus „Zur Frohen Aussicht“ ein Treffpunkt für Juden und Christen, nicht zuletzt aus dem sozialdemokratischen Milieu. Josef Landauer, der erste jüdische Bäckermeister im Ort, hatte hier seine Bäckerei betrieben. Als er 1834 starb, übernahm seine Witwe Jeanette das Gasthaus und die Bäckerei. Noch im 20. Jahrhundert hieß es „zur Schanett“ zu gehen, wenn man in der „Frohen Aussicht“ einkehrte. Nach Jeanette führten ihre Tochter Julie und dann deren Schwiegertochter Nanette das Gasthaus weiter. Der letzte Betreiber der „Frohen Aussicht“, Nanettes Sohn Ivan, floh 1938 vor den Nationalsozialisten in die Schweiz.



Der ehemalige „Judenwinkel“ in Hohenems, Fotografie H. Peter, um 1890; Erich Pongratz, Hohenems

#### 4. Zentrum des jüdischen Viertels:

##### Rabbinerhaus, Sulzerhaus, Brettauerhaus und Bürgerhäuser

Die Synagoge (L) bildete mit ihrem Vorplatz das Zentrum des jüdischen Viertels. Der Platz wurde im Norden durch das nicht mehr existierende „Rabbinerhaus“ (H) – jetzt durch das Sulzerhaus (I) – und im Süden durch das „Brettauerhaus“ (J) begrenzt. Die Bürgerhäuser (K) gegenüber der Synagoge waren auf die „Judengasse“ ausgerichtet, die sich hier platzartig weitete. Seit 1796 befand sich hier auch der Brunnen der jüdischen Gemeinde, der den Zentrums-Charakter dieses Ortes noch betonte.



Brunnerstraße, um 1950; Harry Weil Jr., USA

Das „Rabbinerhaus“ wurde 1969 abgerissen, um Platz für die Feuerwehr zu machen, die inzwischen in der ehemaligen Synagoge untergebracht war. Seither flankiert das „Sulzerhaus“ den Vorplatz im Norden. Bereits im 19. Jahrhundert wies eine Tafel an diesem Haus auf seine besondere Bedeutung hin: 1804 wurde hier Salomon Sulzer geboren, der als Kantor der Wiener jüdischen Gemeinde und Komponist synagogaler Musik bis heute in der jüdischen Welt bekannt und berühmt ist.

Das „Brettauerhaus“ wurde 1832 vom Dornbirner Baumeister Xaver Fäßler für Simon Brettauer erbaut. Die Initialen des Bauherrn „S B“ finden sich bis heute im Lünnettengitter des Portals. Aus dieser Familie, die in Vorarlberg die erste Bank eröffnete, stammte die Mutter des Schriftstellers Stefan Zweig. Er hat seine Familie in seinen Lebenserinnerungen „Die Welt von Gestern“ mit feiner Ironie beschrieben: *Die Brettauers, die ursprünglich ein Bankgeschäft besaßen, hatten sich – nach dem Vorbild der großen jüdischen Bankiersfamilien, aber natürlich in viel winzigeren Dimensionen – von Hohenems, einem kleinen Ort an der Schweizer Grenze, frühzeitig über die Welt verteilt. Die einen gingen nach St. Gallen, die*



Synagoge und Rabbinerhaus, vor 1945; Horst Jäger, Hohenems

*anderen nach Wien und Paris, mein Großvater nach Italien, ein Onkel nach New York, und dieser internationale Kontakt verlieh ihnen einen besseren Schliff, größeren Ausblick und dazu einen gewissen Familienhochmut. Spuren einer Mesusa, eines jüdischen Türsegens, finden sich heute noch am rechten Türpfosten. Eine Mesusa besteht aus einer Hülle, in die ein Pergamentröllchen mit dem Glaubensbekenntnis „Schma Israel“ eingelegt ist. Sie kennzeichnet ein jüdisches Haus.*



Postkarte „Sulzer's Geburtshaus“, 1894;  
Jüdisches Museum Wien



Bürgerhäuser im ehemaligen jüdischen Viertel, um 1933; Richard Marte, Feldkirch

Auch an den städtischen Bürgerhäusern gegenüber der Synagoge waren solche Mesusot an den Türpfosten angebracht. Diese Häuser wurden im ausgehenden 18. Jahrhundert von Hoffaktorenfamilien wie den Löwenbergs oder Hirschfelds, die im Handel, im Bankwesen und schließlich auch als Industrielle tätig waren, erbaut. Die aufgeklärte Gesetzgebung dieser Jahrzehnte versprach und ermöglichte den jüdischen Familien Schritt für Schritt die Integration in die entstehende bürgerliche Gesellschaft. Viele Juden förderten diese Entwicklung daher in einem besonderen Maße. Das starke städtische Gepräge, das diese Bürgerhäuser dem Zentrum des jüdischen Viertels verleihen, ist ein besonderer Ausdruck dieser Hoffnung auf rechtliche Gleichstellung in einem auf bürgerlichen Prinzipien beruhenden Staat.

Im Haus Schweizer Straße Nr. 4 wurden in den 1980er Jahren bei Sanierungsarbeiten zahllose alte Briefe, Stofffetzen, Schuhe u. a. in den Zwischenwänden im Dachboden gefunden – Material, das offensichtlich als Dämmung dienen sollte. Die Briefe – meist aus der Familie Löwenberg – befinden sich wie viele andere Funde, Leihgaben und Schenkungen aus dem ehemaligen jüdischen Viertel inzwischen im Jüdischen Museum und seinen Sammlungen. Im Haus Schweizer Straße Nr. 6, an dessen Stelle sich schon 1777 ein Hof mit Stall und Waschküche im Besitz des Hoffaktors Mayer Jonathan Uffenheimer befand, wurde Ende des 19. Jahrhunderts eine Metzgerei von Leonhard Landauer eingerichtet.



Außenansicht der Synagoge Hohenems,  
Fotografie Arnold Sueti, um 1900;  
Erwin und Uri Tänzer Collection, USA



Innenraum mit Toraschrein, um 1900;  
Stadtarchiv Hohenems

## 5. Synagoge

Eine Synagoge (L) – das Gebäude für die Versammlung zum Gottesdienst – errichtet eine jüdische Gemeinde dann, wenn sie sich ihrer Existenz an einem Ort sicher ist. Die Hohenemser Gemeinde plante erst im 18. Jahrhundert den Bau einer Synagoge. Noch im Jahr 1676 war sie aus Hohenems vertrieben worden. Die Familien hatten vorübergehend Aufnahme in Sulz und später für kurze Zeit in Liechtenstein gefunden, waren aber einige Jahre danach wieder in den gräflichen Schutz in Hohenems aufgenommen worden.

Bis zum Bau der Synagoge fanden die Gottesdienste der Hohenemser Gemeinde in den Wohnhäusern der jeweiligen Vorsteher statt. 1710 plante die Gemeinde erstmals die Errichtung eines eigenen Synagogengebäudes, erhielt aber keine Erlaubnis für den Bau. Das heutige Gebäude – ein tonnengewölbter Saalbau – wurde dann 1770–72 nach Plänen des Baumeisters Peter Bein aus Hittisau im spätbarocken Stil errichtet. An der Innendecke fanden sich Gemälde mit figurativen Darstellungen. An der Ostwand befand sich der Tora-Schrein, in dem die Tora-Rollen aufbewahrt wurden. Der Tora-Schrein wurde – seiner Bedeutung entsprechend – auch an der Außenfassade architektonisch gekennzeichnet. 1863–67 wurde der Innenraum der Synagoge nach Plänen des Schweizer Architekten Felix Wilhelm Kubly umgebaut, den Bedürfnissen eines modernen Gottesdienstes entsprechend. Im Zuge dieser Renovierung wurde dem Gebäude ein für Synagogen unüblicher Uhrturm aufgesetzt, der sowohl das Selbstbewusstsein der Gemeinde als auch ihre Anpassung an die christliche Umgebung symbolisierte.

Nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten in Österreich 1938 wurde das Gebäude beschlagnahmt. Die jüdische Gemeinde wurde aufgelöst, ihre letzten Mitglieder deportiert und ermordet. Die Nationalsozialisten planten einen Umbau der Synagoge in ein Feuerwehrhaus, doch dieser wurde erst 1954–55 realisiert. Der Besitz der jüdischen Gemeinde von Hohenems war nach Kriegsende an die neu gegründete, doch weitgehend mittellose Kultusgemeinde in Innsbruck gegangen, die für die Hohenemser Gebäude keine Verwendung hatte. Von ihr erwarb die Marktgemeinde Hohenems – nun rechtmäßig – das Synagogengebäude und baute es dann tatsächlich zum Feuerwehrhaus um. Die Widmungstafel, auf der nur der neue Verwendungszweck und das Datum 1954–55 angegeben war, sorgte dafür, dass die Erinnerung an die Synagoge nahezu ausgelöscht wurde.

2001 zog die Feuerwehr in ein neues Gebäude und die Diskussion um die zukünftige Nutzung endete mit der aufwändigen Teilrestaurierung des Gebäudes im Jahr 2003. Die ehemalige Synagoge dient nun als Kulturhaus. Es beherbergt den Salomon Sulzer Saal und die Musikschule *tonart* und wird regelmäßig vom Jüdischen Museum Hohenems genutzt.



Synagoge, um 1930; JMH



## 6. Mehrfamilienhäuser:

### Elkanhaus, Brunnerhaus und Bernheimerhaus

Wie die Bürgerhäuser (K) im Zentrum des jüdischen Viertels zeug(t)en das Elkanhaus (M), das Brunnerhaus (N) und das Bernheimerhaus (O) von der gesellschaftlichen Veränderung, die sich durch die Industrielle Revolution seit Mitte des 18. Jahrhunderts anbahnte. Da es Juden zu jener Zeit per Gesetz verboten war, Land zu erwerben, setzten sich städtische Wohnformen, in denen mehrere Parteien unterkamen, auch in den jüdischen Landgemeinden durch.

Im Gegensatz zu den Zinshäusern in der Stadt, in denen zumeist ärmere Familien wohnten, waren die „Hohenemser Zinshäuser“ eher villen-, fast palaisartig – freistehend mit großem Garten. Deren Erbauer und Bewohner – die Löwengards, die Brunners, die Hirschfelds – waren Hoffaktoren wie Wolf Josef Levi, der sich ab 1813 Benjamin Löwengard nannte, oder waren Händler und Fabriksgründer wie Isaak und Ephraim Löwengard, die im ehemals gräflichen Badehaus mit Baumwolldruck die industrielle Entwicklung von Hohenems einleiteten.

Das Elkanhaus und das Brunnerhaus wurden um 1800 erbaut und waren stilistisch weitgehend identisch. Das Brunnerhaus blieb auch während des Nationalsozialismus im Besitz der jüdischen Nachkommen Marco Brunners, der das Haus ab den 1850er Jahren mit seiner Familie bewohnt hatte. Nach dem Holocaust waren hier 1945–54 – wie auch in anderen Häusern im Viertel – jüdische Überlebende und Flüchtlinge aus Osteuropa untergebracht, die von der französischen Besatzungsmacht als Displaced Persons (DPs) betreut wurden. Die meisten von ihnen waren



Elkanhaus, um 1910; Richard Huter, Bregenz



Brunnerhaus, um 1920; JMH



Bernheimerhaus, Fotografie Christian Stadelmann 1990; JMH

fromm und richteten hier nicht nur eine Jeschiwa (Talmud-Schule) ein, sondern offensichtlich auch eine Mikwe (Ritualbad) im Keller, die nicht mehr erhalten ist. In den späten 1950er Jahren wurde das Haus von der Erbgemeinschaft verkauft. In den 1970er Jahren wurde das Haus durch einen Brand schwer beschädigt und anschließend völlig umgebaut. Im Frühjahr 2008 wurde es schließlich abgerissen, um einer neuen Wohnanlage mit Gastbetrieb Platz zu machen.

In einer Wohnung des Elkanhauses lebte seit Ende des 19. Jahrhunderts der letzte Vorsteher der jüdischen Gemeinde Hohenems, Theodor Elkan, mit seiner Frau Helene und seinem Sohn Hans. Im Jahr 1940 wurden er und seine Familie, ebenso wie eine weitere Bewohnerin, Sophie Steingraber-Hauser, nach Wien zwangsumgesiedelt und 1942 nach Theresienstadt deportiert und ermordet. Auch im Elkanhaus lebten nach Kriegsende jüdische DPs. Der heutige Besitzer erwarb das Haus 1996 und ließ es von Grund auf restaurieren – ein Beispiel für private Initiative, der viele Häuser im ehemaligen jüdischen Viertel ihre Erhaltung verdanken.

Ein ähnliches Schicksal wie das Brunnerhaus erfuhr das Bernheimerhaus am nördlichen Ende des jüdischen Viertels, gleich neben der Villa Franziska und Iwan Rosenthal gelegen. In den 1820er Jahren war es von den Brüdern Simon und Markus Bernheimer zu einem eindrucksvollen Doppelhaus ausgebaut worden. Nach dem Krieg zerfiel das Gebäude nach und nach. In den 1990er Jahren brannte es mehrmals und wurde – nach heftigen Protesten – 1994 schließlich abgerissen.



Kinder von jüdischen DPs vor dem Brunner- und Elkanhaus, um 1950

## 7. Jüdische Schule und Mikwe

Die „Schulgasse“, von der heutigen „Harrachgasse“ abzweigend, öffnet sich bereits nach einigen Metern platzartig und gibt den Blick auf die ehemalige jüdische Schule (P) frei. Das kleine Gebäude, das sich im Südosten daran anschließt, diente einst als Mikwe (Q), als Ritualbad. Gemeinsam bildeten sie – wenn auch abseits vom Zentrum gelegen – ein Ensemble wichtiger öffentlicher Institutionen der jüdischen Gemeinde.

Das Schulhaus wurde 1824–28 nach Plänen des k.k. Hofbaurats für die Unterbringung der „Deutschen Normalschule“ der jüdischen Gemeinde errichtet, denn seit 1784 mussten auch die jüdischen Kinder in Schulen nach allgemeinem Lehrplan und in deutscher Sprache unterrichtet werden. Im 19. Jahrhundert besuchten auch christliche Kinder diese Schule. Sie entsprach damit den Vorstellungen des liberalen Bürgertums, das für eine Trennung von Kirche und Staat und für einen gemeinsamen Unterricht der Kinder unterschiedlicher Konfessionen in den weltlichen Fächern eintrat. 1896 leitete das von der katholisch-konservativen Landtagsmehrheit beschlossene Schulaufsichtsgesetz das Ende der jüdischen Schule ein: Den katholischen Kindern wurde der Besuch einer jüdischen Privatschule verboten. Der Bevölkerungsrückgang der jüdischen Gemeinde durch Abwanderung vieler ihrer Mitglieder führte 1913 zur Schließung der Schule.



Jüdische Volksschule, Fotografie Arnold Sueti, um 1900; Erwin und Uri Tänzer Collection, USA



Migranten aus der Türkei vor der ehemaligen jüdischen Schule,  
Fotografie Michael Guggenheimer, 1977; JMH

Die neue Mikwe, das Ritualbad der Gemeinde, wurde 1829 errichtet. Sie war eine wichtige Institution im religiösen Gemeindeleben und diente sowohl der rituellen Reinigung der Menschen, als auch dem „kaschern“, dem Reinigen von unrein gewordenem Essgeschirr. Die Verwaltung der Mikwe wurde an den Meistbietenden – dessen religiöse Vertrauenswürdigkeit vorausgesetzt – versteigert. Aus den Pachteinnahmen ist zu sehen, dass die Mikwe zu Beginn des 19. Jahrhunderts noch fleißig benutzt wurde. Wie lange die neue Mikwe im Gebrauch war, ist allerdings nicht bekannt.

Schule und Mikwe wurden 1938 von der nationalsozialistischen Gemeindeverwaltung beschlagnahmt und in der Folge „arisiert“. Nach der Rückstellung an die Kultusgemeinde in Innsbruck kamen die Gebäude in Privatbesitz. 1973 wurden sie von der Marktgemeinde Hohenems angekauft. In der Schule wurden Arbeitsmigranten, vornehmlich aus der Türkei, untergebracht, die seit den Einwanderungswellen der 1960er und 1970er Jahre im ehemaligen jüdischen Viertel und seinen oft sehr vernachlässigten Häusern lebten. 2008–10 wurden – nach langen Konflikten um ihre zukünftige Nutzung – das Schulhaus und die 1996 freigelegte Mikwe restauriert. Das alte jüdische Schulhaus beherbergt heute den Federmann Kultursaal und ein Restaurant. Beide erinnern an Moritz Federmann – den langjährigen Leiter der jüdischen Schule. Die Mikwe ist nun als Dependence des Jüdischen Museums Hohenems öffentlich zugänglich.



Ehemalige Mikwe, vor der Restaurierung,  
Fotografie Christian Stadelmann, 1990; JMH

## 8. Die drei Rosenthal Villen

Die Fabrikantenfamilie Rosenthal hat die Architektur des jüdischen Viertels nachhaltig geprägt. An seinen Eckpunkten stehen repräsentative Villenbauten, die Mitglieder dieser Familie errichten ließen: Villa Franziska und Iwan Rosenthal (R), Villa Arnold Rosenthal (S) und Villa Heimann-Rosenthal (T). Im 19. Jahrhundert entwickelte sich das Landhaus vor der Stadt, das nur im Sommer bewohnt wurde, zu einem ganzjährig bewohnten Stadthaus mit Garten. Seine Bauherren gehörten dem im 19. Jahrhundert zu wirtschaftlicher und politischer Macht gekommenen Bürgertum an. Die formalen Möglichkeiten der Villenarchitektur entsprachen am ehesten deren Bedürfnis nach Demonstration von Wohlstand und bürgerlich-liberaler Gesinnung.

**Villa Franziska und Iwan Rosenthal** | Diese Villa, am Nordrand des jüdischen Viertels gelegen, geht in ihrem Kern auf die „Alte Post“ und auf ein 1823 von August Rosenthal erbautes stattliches Bürgerhaus zurück. Nach den Plänen der bekannten Schweizer Architekten Chiodera & Tschudy ließen Franziska und Iwan Rosenthal 1889 die bestehenden Gebäude zu einer imposanten Villa aus- und umbauen. Nach dem Tod der Erbauer (Iwan Rosenthal 1929, Franziska Rosenthal 1931) erbte eine in der Schweiz lebende Nichte die Villa. 1938 wurde das Anwesen verkauft und befindet sich noch heute in Privatbesitz.

**Villa Arnold Rosenthal** | 1887 ließ Arnold Rosenthal das von seinem Vater Josef 1843 erbaute Wohnhaus am südlichen Ende des jüdischen Viertels zur Villa umbauen. Im Schlussstein über dem Eingangsportal werden die beiden Baudaten bezeugt, und die Initialen „A R“ in der Mitte verweisen auf den Erbauer der Villa: Arnold Rosenthal. Die Villa selbst gehörte zum Firmenbesitz der „Gebrüder Rosenthal“ und ging 1916 beim Verkauf der Firma in den Besitz der Firma „M. B. Neumann Söhne“ über. 1980 renoviert, beherbergt die Villa heute das Büro des Festivals *Schubertiade* in Hohenems und Schwarzenberg.

**Jüdisches Museum Hohenems in der Villa Heimann-Rosenthal** | Die Villa Heimann-Rosenthal liegt am Eingang zum Zentrum des jüdischen Viertels. Sie ist nach der letzten jüdischen Besitzerin Clara Heimann-Rosenthal benannt. Clara war die Tochter des Bauherrn, des Textilfabrikanten Anton Rosenthal. 1936 verkaufte sie das Gebäude, bewohnte es aber noch bis zu ihrer Zwangsumsiedlung nach Wien im Frühjahr 1940. 1942 wurde Clara Heimann-Rosenthal im Konzentrationslager Theresienstadt ermordet.



Postkarte „Villa Franziska und Iwan Rosenthal“ um 1900; Familienarchiv Beatrice Weber, Schweiz



Hochzeitskissen von Clara Rosenthal und Josef Heimann, 1891; JMH

An die Bauherrenfamilie Anton und Charlotte Rosenthal erinnern die Initialen „A R“ und „C R“ im gemalten Akanthusfries der Fassade. Gebaut wurde die Villa 1864. Die Pläne werden dem Schweizer Architekten Felix Wilhelm Kubly zugeschrieben, einem der ersten akademisch geschulten Architekten der Schweiz. Er erhielt seine Ausbildung in München und Paris und bereiste auch Italien und Griechenland. Typisch für seine Villenbauten ist die strenge klassizistische Formensprache, die größten Wert auf Einfachheit und Symmetrie legt. Kubly leitete auch die Renovierung der Hohenemser Synagoge in den Jahren 1863–67. Diese Jahreszahlen markierten zugleich den Höhepunkt der Entwicklung der jüdischen Gemeinde in Hohenems. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts lebten hier mehr als 550 Juden und bildeten seit 1849 eine eigene politische Gemeinde. Mit diesem Kompromiss hatten die Hohenemser Juden nach der Revolution mehr Rechte, aber doch nicht die Gleichstellung gewonnen. Die Judengemeinde verfügte weder über ein eigenes Territorium, noch über Kompetenzen in den wichtigsten Bereichen der Verwaltung, vom Straßenbau bis zur Polizei. Auch Anton Rosenthal sollte noch das Amt des Bürgermeisters antreten – in den politisch turbulenten 1870er Jahren, in denen die Hohenemser Juden ihre Integration in die Marktgemeinde schließlich vor Gericht durchsetzen mussten. Zu dieser Zeit war der Alltag der jüdischen Gemeinde schon durch Abwanderung ihrer Mitglieder geprägt. Die Gleichstellung durch das österreichische Staatsgrundgesetz 1867 und die Verfassungsreform in der Schweiz, welche den Juden endlich die Ansiedlung erlaubte, ermöglichte es den Hohenemser Juden, sich nun in großer Zahl in St. Gallen, Triest, Wien oder Meran anzusiedeln. Viele andere gingen in die USA, nach Italien, Deutschland, Frankreich, England oder Belgien – wie auch Clara Heimann-Rosenthal, die 1891 einen Kaufmann in Antwerpen heiratete.

In der Villa Heimann-Rosenthal ist seit 1991 das Jüdische Museum Hohenems untergebracht. Es dokumentiert die Geschichte der jüdischen Gemeinde des Ortes und ordnet sie in den Kontext der lokalen und regionalen Geschichte und in die Spannungsfelder der jüdischen Gegenwart ein.

## 9. Jüdischer Friedhof und Firma der Gebrüder Rosenthal

Am südlichen Ortsrand von Hohenems, am Abhang des Schwefelbergs gelegen, befindet sich der Friedhof (U) der ehemaligen jüdischen Gemeinde von Hohenems. Nicht weit entfernt stand auch das gräfliche Bad, das 1800 von Wolf Josef Levi gekauft wurde und in dessen rechtsseitigem Teil sein Sohn Isaak Löwengard und sein Enkel Ephraim Löwengard um 1815 eine Baumwollspinnerei einrichteten. 1841 übernahmen die Gebrüder Philipp und Josef Rosenthal die Spinnerei und bauten sie in Folge zu einer bedeutenden Textilfabrik aus (V).

Schon der erste Schutzbrief des Jahres 1617 erlaubte den Juden die Anlage eines Friedhofs, der laut Dokumenten aus dieser Zeit im Ortsteil Schwefel angelegt wurde. Der Ort ist nach den dort vorkommenden Schwefelquellen benannt, die über Jahrhunderte hinweg als Heilbad genutzt wurden. Die ältesten noch erhaltenen Steine des Friedhofs stammen allerdings aus dem 18. Jahrhundert. Der größte Teil der Gräber wiederum ist in das 19. Jahrhundert zu datieren. 1938 wurde der Friedhof als Besitz der jüdischen Gemeinde Hohenems von der nationalsozialistischen Gemeindeverwaltung beschlagnahmt und in der Folge „arisiert“. Im Herbst 1938 kam es zu nationalsozialistischen Friedhofsschändungen. Nach Kriegsende wurde er an die Kultusgemeinde in Innsbruck rückgestellt. Inzwischen ist der Friedhof im Besitz eines Schweizer Vereins, den Nachkommen jüdischer Familien aus Hohenems zur Erhaltung dieser Anlage 1954 gegründet haben. Noch heute dient der jüdische Friedhof in Hohenems als Begräbnisstätte. Er sollte am Schabbat nicht betreten werden und für Männer ist das Tragen einer Kopfbedeckung vorgeschrieben. (Besucher können den Schlüssel zum Friedhof beim Jüdischen Museum ausleihen)



Jüdischer Friedhof Hohenems, vor 1938; JMH



Rosenthal-Fabrik in Hohenems-Schwefel, um 1900; JMH

Das ehemalige gräfliche Badehaus, in dessen Räumlichkeiten ab 1841 zunächst die Rosenthal'sche Textilfabrik untergebracht war, steht nicht mehr. Hier herrschte noch Anfang des 19. Jahrhunderts ein reger Badebetrieb. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite erstreckt sich jedoch noch heute das ehemalige Fabriksgelände der „Gebrüder Rosenthal“. 1916 von den Rosenthals verkauft, haben diese Liegenschaften mehrfach den Besitzer gewechselt, zuletzt 1941. Die von den Rosenthals erbauten Arbeiterhäuser, die noch immer an der Schwefelbadstraße stehen, hießen in Zeiten der italienischen Einwanderung um 1900 im Volksmund „Polentagasse“ und in den 1970er Jahren „Türkenavenue“. Heute dient das ausgedehnte Fabriksgelände als Gewerbepark und beherbergt eine Veranstaltungshalle, die Otten-Gravour, und ein privates Museum, den Otten Kunstraum. Die Textilproduktion selbst wurde im Jahr 2002 eingestellt.



Cassa-Schein der Firma Rosenthal, 1865; JMH



## 10. Die Grenze

Da wo der Rhein viele Jahrhunderte in einem weiten Bogen an Hohenems vorbeifloss, erstreckt sich heute der „Alte Rhein“: ein Naherholungsgebiet – und zugleich die österreichisch-schweizerische Grenze. Seit den 1920er Jahren ist der Fluss kanalisiert. Von jeher wurde an der Grenze geschmuggelt, im Zweiten Weltkrieg auch mit Menschenleben.

Mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten in Österreich 1938 kamen tausende jüdische Flüchtlinge aus Wien nach Vorarlberg, um in die Schweiz zu fliehen, zunächst mit der Eisenbahn über Feldkirch, dann ab April 1938 zu Fuß über den Alten Rhein. Der Hauptmann der St. Galler Kantonspolizei, Paul Grüninger, half bis Anfang 1939 Flüchtlingen über die Grenze, dann wurde er „unehrenhaft“ aus dem Dienst entlassen und bekam den Prozess gemacht. Einzelne Menschen auf beiden Seiten des Rheins betätigten sich noch länger als Fluchthelfer, auch als die Grenze scharf bewacht wurde.

Für die jüdischen Überlebenden und Flüchtlinge, die nach 1945 in Hohenems und Bregenz untergebracht wurden, bot ihr DP-Status und die Nähe der Grenze die Möglichkeit, Lebensmittel und andere Waren zu schmuggeln, die in Vorarlberg dringend gebraucht wurden. 1954 verließen die letzten von ihnen Vorarlberg, in einer zunehmend feindlichen Atmosphäre, manche nach Wien, die meisten von ihnen in die USA, nach Belgien oder nach Israel.

Noch heute kann man am „Alten Rhein“ die Grenzsteine und manche trockene Übergänge entdecken, die einstmals in die Freiheit führten.



Jüdische Überlebende und ihre Kinder in Hohenems, um 1949; JMH



Grenzposten Hohenems-Diepoldsau, Juli 1940; Finanzlandesdirektion, Feldkirch